

## Das Sternenspiel

von Hans-Martin Große-Oetringhaus

Wie das funkelt! Wie das blinkt! José kneift die Augen noch enger zusammen, so dass sie schmale Schlitze bilden. Jetzt fächern sich die Strahlen der Sterne noch mehr auf. Wie kleine Blitze jagen sie in alle Richtungen auseinander. Jeden Abend spielt José dieses Spiel. Vor allem mit jenem Stern, der am frühen Abend hell am nördlichen Himmel steht, dort, wo San Pedro liegen muss. Wenn er diesen Stern gefunden hat, die Augen zusammenkneift und ihn strahlen und funkeln lässt, dann hat er beinahe das Gefühl, zu Hause zu sein, in San Pedro, dort, wo seine Mutter lebt.

Wenn er früher zu Hause die Lamas zurück in den Pferch trieb, hat er diesen Stern auch immer gesucht und ihn beauftragt, er solle gut auf die Tiere aufpassen. Ein paar Mal muss der gute Stern allerdings verschlafen haben, denn am nächsten Morgen war ein Lama gerissen. Das Leben oben in den Bergen ist nicht immer leicht gewesen, denkt José. Aber es hat sich gut angefühlt: weich wie das Fell eines Lamas, in dem er sich geborgen fühlen konnte. Hell wie das Gras des Weidelandes in Mondnächten. Und so vielfältig wie die Kartoffelsorten auf den Feldern bei ihnen im Tal.

Abends haben sie um das Feuer mit dem Topf gegessen, in dem die Kartoffeln in brodelndem Wasser kochten. Und während sie alle gewartet haben, bis die Knollen gar waren, hat er das Spiel mit den Sternen gespielt. Und wenn Großmutter dann Geschichten erzählt hat, wie die Sterne dort oben hingekommen sind, und dass sie eigentlich verzauberte Mädchen sind, dann hätte er mit niemandem auf der Welt tauschen mögen.

Jetzt würde er am liebsten mit jedem tauschen. Fast mit jedem. Vielleicht nicht mit dem abgemagerten Hund, der zwischen ihm und den anderen Jungen herumschleicht und bettelt, weil er genauso großen Hunger wie sie hat. Der hat auch kein Zuhause, denkt José. Wie ich. Und er kann nicht einmal das Sternenspiel spielen, um sich damit zu trösten. Der kann seine Gedanken nicht auf die Reise nach San Pedro schicken, dorthin, wo man sich beim Prasseln des Feuers, beim Brodeln des Wassers, beim beruhigenden Käuen der Lamas und bei der ruhigen Stimme von Großmutter zu Hause fühlen kann. José hat das immer getan. Zumindest so lange, bis Vater starb und irgendwann ein anderer Mann ins Haus kam, der aber trank, der Mutter schlug, der ihn schlug. Der mit der leeren Schnapsflasche nach ihm warf, als er in den Sternenhimmel blickte und sich vorstellte, dass sein Vater irgendwo von dort oben zu ihm herunter blickte.

Lange hat José das nicht ausgehalten und ist von zu Hause fortgelaufen. Erst bis zur Hauptstraße. Dann ist er auf einen Lastwagen gesprungen. Ist wieder gelaufen, und wieder zwischen Kisten auf einer Ladefläche mitgefahren, bis er in der Stadt war.

Aber um in der Stadt überleben zu können, braucht man Geld. Das ist ganz anders als in San Pedro. Darum hat er versucht, Arbeit in einem Restaurant zu finden: Servieren, Tische abwischen, Teller waschen. »Dorftrottel«, haben sie gesagt, »Wie der schon aussieht! So einen können wir nicht gebrauchen.« Auch zum Putzen im Hotel hat ihn niemand haben wollen. Jetzt hilft er manchmal den Händlern auf dem Markt, Kisten zu schleppen. Schließlich hat er früher Vater auf dem Feld beim Hacken geholfen. Zupacken kann er. Aber leider gibt es auf dem Markt nur ab und zu etwas zu tragen. Und dann wollen alle Jungen, die das Leben auf die Straße gespült hat, diese Arbeit haben. Da muss man schnell sein. Aber die anderen sind oft schneller als er.

Trotzdem liegen sie abends alle wieder zusammen unter dem Dachvorsprung der alten Markthalle. Und wenn der Magen knurrt, spielt José wieder das Sternenspiel und kneift die Augen zusammen. Da fällt ihm auch das Feuer von zu Hause wieder ein, und der Topf mit dem kochenden Kartoffeln. Und der Hunger wird noch größer.

Das Leben in der Stadt hat er sich früher ganz anders vorgestellt. Dass es so schwierig ist, Geld zu verdienen, hat er nicht gedacht. Dass selbst die Kartoffeln für ihn oft unerschwinglich sein würden, auch nicht. Dass er lange nach einem ruhigen Platz zum Schlafen würde suchen müssen, ebenso wenig. Dass die Lichter der Stadt nur für die Reichen leuchten, hat er erst hier gelernt. Aber zum Glück hat er ja die Sterne. Das ist das Einzige, was er besitzt.

Vor einiger Zeit hat er noch den geflickten Umhängebeutel gehabt, den ihm Mutter gewebt und genäht hat, als er die Schule besuchte. Aber das war auch nur für zwei Jahre, weil er dann auf die Lamas aufpassen musste. Die Tasche hatte er mitgenommen, als er San Pedro verließ. Sie ist sein einziger Besitz gewesen. Er hat sie gehütet wie einen Schatz. Sie war sein Schatz. Bis zu jenem Tag, als Polizisten eine Razzia auf dem Platz machten, auf dem sie zum Schlafen Unterschlupf gefunden hatten. Als die Polizisten über den Platz gestürmt kamen und einige der Jungen, die mit ihm dort schliefen, geschrien hatten, war er aufgesprungen und schlaftrunken fortgerannt. Erst als er außer Atem in einer Seitengasse in Sicherheit gewesen war, war ihm bewusst geworden, dass er seinen Beutel am Platz liegen gelassen hatte. Als er nächsten Tag dort nachgeschaut hatte, war er fort gewesen.

Jetzt hat er gar nichts mehr. Nur noch die Sterne. Aber die können seinen Gedanken helfen, sich auf die Reise nach San Pedro zu machen. Und niemand kann sie ihm nehmen. Nicht einmal die Polizei.

*Dieser Text erscheint auch in einem Lehrerkompodium von Hans-Martin Große-Oetringhaus:  
Lebenswelten Jugendlicher und Globalisierung  
Persen-Verlag. Buxtehude 2011*